

Erinnerungen an meine Kindheit in Deutschland (Teil 2)

Unsere Kinderspiele (Fortsetzung):

Da es kurz nach dem Krieg kaum Autos auf der Straße gab, konnte man dort prima spielen. Ich erinnere mich, dass auf der ganzen Ahlemer Str. nur ein einziges Auto parkte. Es gehörte der Familie Steinmeier, die sich offensichtlich eines gewissen Reichtums erfreute. Wir spielten gemeinsam „Völkerball“ oder „Treibball“, wobei es um das „Abwerfen“ von Mitspielern aus der gegnerischen Mannschaft ging, so dass zum Schluss nur noch die beiden Besten übrig blieben. Die Mädchen hatten ihre eigenen Spiele, die mir nicht mehr so geläufig sind. Ich erinnere mich noch an den „Hinkelkasten“, der mit Kreide auf den Bürgersteig gemalt wurde und an „Gummitwist“. Bei beiden Spielen musste man irgendwie darin herumspringen. Aber die genaue Methode können wohl nur die Mädchen beschreiben. Natürlich gab es auch noch diverse andere Spiele, u.a. „Schangeln“. Dabei wurden Münzen aus einer vorher bestimmten Entfernung gegen eine Wand geworfen. Wessen Münze am Dichtesten an der Wand lag, durfte seine eigene und die der Anderen behalten. Es wurden aber meistens mehrere Runden gespielt.

Im Winter war der Lindener Berg unser Rodelrevier. Wir sausten mit den Schlitten, einzeln oder zusammengebunden, den Berg hinunter. Wenn wir Freunde trafen, banden wir mehrere Schlitten zusammen. Auf den vorderen Schlitten kam ein etwas schwererer Junge. Dieser Schlitten wurde von dem Vordermann des zweiten Schlittens mithilfe der Beine gelenkt. Drückte man mit dem rechten Bein gegen die Holme des Vorderschlittens lenkte er nach links und umgekehrt nach rechts. Je schwerer der Junge auf dem ersten Schlitten, umso besser ließ sich das Gespann lenken. Aber auch hier war es wichtig, rechtzeitig zu bremsen! Auch Rutschbahnen wurden angelegt und es wurde ausprobiert, wer am Längsten rutschen konnte.

Im Sommer hingegen fanden auf dem Lindener Berg „Seifenkisten- Rennen“ statt. Da kamen die Jungen und ihre Väter mit selbstgebastelten kleinen fahrbaren Untersätzen. Die liebevoll auf „Auto“ getrimmt waren zusammen, um ein Wettrennen zu veranstalten. Mädchen und Mütter waren nur als Zuschauerinnen anwesend. Gewonnen hatte logischerweise, wer als Schnellster nach dem Start das Ziel am Fuß des Berges erreicht hatte. Der stolze Sieger durfte dann einen kleinen Pokal und eine Siegerurkunde nach Hause tragen. Soweit ich mich erinnere gab es sogar Deutsche Meisterschaften im Seifenkistenrennen.

Alle Spiele aufzuzählen würde sicher ein eigenes Buch füllen, deshalb lasse ich es dabei bewenden.

Wie ich schwimmen lernte

Auf dem Dorf in Belgien gab es natürlich kein Schwimmbad und auch im näheren Umkreis nicht. Schwimmunterricht gab es deshalb natürlich auch nicht. Allerdings gab es in der Nähe einen Kanal. Einmal waren wir als Familie dort entlang spaziert und zu meiner größten Verblüffung sah ich einen Mann im Kanal der sich darin vorwärts bewegte ohne unterzugehen. Das war für mich wie ein Wunder. Außer Jesus, von dem berichtet wurde, dass er sogar über Wasser gehen konnte, war mir nicht bekannt, dass sich Menschen im Wasser aufhalten können, ohne zu ertrinken.

In Deutschland angekommen, fragten mich meine Klassenkameraden, ob ich auch mit zum Schwimmen ins Fössebad kommen würde. Ich wurde aufgeklärt, was ein Bad ist, wie man dort hinkommt und was man dort machen kann. Da ich eine geradezu panische Angst vor Wasser hatte, mich aber nicht blamieren wollte, ging ich also mit.

Im Fössebad gab es ein „Planschbecken“ für Babys und Kleinkinder, was immer schön warm war wegen der vielen Pippi, ein Nichtschwimmerbecken und ein Schwimmerbecken. Ich traute mich zunächst nur in das Planschbecken. Es war nicht tief und wie gesagt, schön warm. Als Hinweis muss angemerkt werden, dass es damals keine geheizten Freibäder gab. Ich versuchte also mich langsam an das Wasser zu gewöhnen. Eines Tages fuhr mich eine Mutter an, was ich als „großer Junge“ im Planschbecken zu suchen hätte, ich solle gefälligst in das Nichtschwimmerbecken gehen, wenn ich nicht schwimmen könnte.

Als streng erzogener Junge verließ ich sofort das Becken und stieg ängstlich in das Nichtschwimmerbecken, wo mir - im wahrsten Sinne des Wortes - das Wasser bis zum Hals stand. Ich bewegte mich vorwärts, indem ich mich immer am Rand festhielt und seitliche Schritte machte. Nach einiger Zeit etwas mutiger geworden, bewegte ich mich einen Schritt vom Rand hinweg und sprang von dort wieder zum Rand. Nach und nach wurde die Entfernung zum Rand immer größer und meine Angst immer kleiner. Bald bewegte ich mich auch in der Mitte des Beckens. Hier gab es im Boden einige tiefere Löcher, die meinen Kopf auch unter Wasser kommen ließen. Aber es war gar nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte. Zuletzt machte ich dann auch Schwimmbewegungen, die ich mir von den Schwimmern abgeschaut hatte.

Eines Tages kam Onkel Hans-Wilhelm (der Bruder meiner Mutter) ins Bad und fragte, warum ich im Nichtschwimmerbecken bin und nicht im „Schwimmer“. Ich sagte, dass ich nicht schwimmen könnte. Er sagte: „Zeig mal“ und meinte „Das geht doch.“ „Ich schwimme mit dir jetzt einmal quer über den „Schwimmer“. „Ich bin Rettungsschwimmer. Es kann nichts passieren.“ Ich habe ihm geglaubt, obwohl sich später herausstellte, dass er mich angelogen hatte. Fazit war jedoch, dass ich es geschafft hatte. Ab diesem Zeitpunkt war alle Angst verfliegen und ich wurde nach und nach sogar ein hervorragender Schwimmer und tatsächlich auch Rettungsschwimmer mit DLRG-Leistungsschein.

Was ich hier schildere spielte sich natürlich nicht in Wochen und Monaten, sondern in Jahren ab.

Erwähnenswert ist sicher auch, dass die Schwimmbecken im Fössebad mit Salzwasser gefüllt waren, dass aus einer Saline in Badenstedt kam. Dieses Wasser war zwar nicht so salzhaltig, wie das Tote Meer, aber es „trug“ auch besser als Süßwasser. Das fiel mir sofort auf, als ich das erste Mal in Süßwasser schwamm. Vielleicht ist dies der Grund, warum ich als älterer Mensch am liebsten im Meer schwimme.

Umzug nach Limmer

Wie ich bereits erwähnte, war die Wohnung von Oma und Opa in der Ahlemerstr. 9 nicht sehr groß und auf Dauer für 6 Personen zu klein. Deshalb hatte Oma Frieda ihre Schwester Hermine gebeten, uns von ihrer Wohnung 2 Zimmer zu vermieten. Die Wohnung befand sich in der ehemaligen Limmerschen Volksschule in der Wunstorfer Str. 104 in unmittelbarer Nähe der Conti Limmer und des Stichkanals zum Lindener Hafen. Sie bestand aus einem kleinen Flur, in dem Onkel Willy, der Mann von Tante Hermine, eine kleine Schusterwerkstatt betrieb, einer Küche mit Waschbecken und fließend kaltem Wasser und drei weiteren kleinen Räumen. Zwei davon wurden an uns untervermietet. Alle Räume waren ca. 4 Meter hoch. Die Küche von Tante Hermine und eines unserer Zimmer hatte einen Ofen. Die Belegung war wie folgt: Tante Hermine hatte Flur, Küche und ein Zimmer als Schlafzimmer. Wir hatten ein Zimmer (ohne Wasseranschluss) mit einer Essecke, einem Sofa, einem Küchenschrank und einem „Waschschrank“. Darin war unten hinter einer Tür eine Wasserkanne und oben konnte man einen Deckel hochklappen unter dem sich eine Waschschiüssel befand. Um uns zu waschen mussten wir also bei Tante Hermine Wasser holen, es in die Waschschiüssel kippen und uns mit dem kalten Wasser waschen. Das benutzte Wasser wurde bei Tante Hermine in den Ausguss gekippt. Am Ende der Woche ging es zum Küchengarten, wo sich öffentliche Duschen und Wannenbäder befanden.

In diesem Zimmer schlief auch unsere Mutter auf dem Sofa. Das zweite Zimmer war das Schlafzimmer, in dem meine Schwester und ich schliefen. Als Mobiliar war außer den zwei Betten noch ein Kleiderschrank vorhanden. Die Räume zu beheizen war schwierig, weil sie so hoch waren und Brennmaterial knapp. Deshalb sind meine Schwester und ich oft mit einem „Bollerwagen“ zum Lindener Hafen gezogen und haben heruntergefallene Kohlen mitgenommen. Wenn gerade kein Aufpasser in der Nähe war, haben die größeren Jungs auch Kohlen von den Waggons herunter geschaufelt. Wir nannten das „fringsen“. Der Kölner Kardinal Frings hatte dieses „Mitnehmen“ in einer Predigt als notwendig zum Erhalt des Lebens und der Gesundheit bezeichnet. Da musste man auch als Katholik kein schlechtes Gewissen haben.

Die Toiletten waren außerhalb des Wohngebäudes in einem kleinen Extragebäude untergebracht. Es waren insgesamt vier. Der Raum war natürlich ungeheizt und damit das Wasser in den Spülkästen im Winter nicht einfriert, hatten sie eine spezielle Mechanik: Der Spülkasten füllte sich erst, nachdem an der Kette gezogen wurde. Erst beim zweiten Ziehen rauschte das Wasser in das

Toilettenbecken. Das Wohnhaus hatte drei Ebenen. Im Parterre gab es zwei Wohnungen mit Wasseranschluss in der Wohnung. In der ersten Etage waren drei Wohnungen ohne eigenen Wasseranschluss. Dafür befand sich ein Waschbecken mit Wasserhahn im Treppenflur, ebenso in der zweiten Etage, in der sich wiederum zwei Wohnungen befanden.

Da das Haus in der Nähe der Conti lag, war ständig ein leicht süßlicher Gummigeruch in der Luft, an den ich mich erst langsam gewöhnen musste. Außerdem hatte die Wunstorfer Straße ein Kopfsteinpflaster und die vorbeifahrenden LKW machten teilweise einen Höllenlärm. Da war es in der Ahlemer Str. viel ruhiger gewesen. Mein Schulweg war nun auch viel weiter geworden. Ich wollte nicht die Schule wechseln. Dafür musste ich nun früher aufstehen und den Weg zur Fröbelschule und zurück täglich zu Fuß absolvieren. Ich hatte zu dieser Zeit noch kein Fahrrad. Das Geld dafür habe ich mir erst in den folgenden Sommerferien durch Arbeit auf dem Großmarkt am Tönniesberg verdient. Ich war in dieser Zeit ein strammer Marschierer und mein Ehrgeiz bestand darin, die Strecken in immer kürzerer Zeit zu bewältigen.

Pubertät und andere Veränderungen

Mit zunehmendem Alter begann sich mein Blutkreislauf mit Testosteron anzureichern, was sich in unterschiedlichen Formen auszuwirken begann. Zunächst begann meine Stimme sich um einige Oktaven zu vertiefen, wobei sich anfänglich manchmal noch einige hellere „Kiekser“ beim Sprechen einschlichen. Das hörte sich etwas komisch an, ließ sich aber nicht vermeiden. Über der Oberlippe bildete sich ein dunkler Schatten, den ich anfangs für Schmutz hielt. Da man ihn aber nicht wegwaschen konnte, musste es wohl der Anflug eines Oberlippenbärtchens sein. Da war ich natürlich sehr stolz, denn ein Bart war ja das Symbol eines richtigen Mannes. Es blieb zunächst aber bei dem dunklen Schimmer. Meine Freunde meinten, gib nicht so an, den kannst du dir mit dem Radiergummi wegradieren. War sicher nur Neid, weil sich bei ihnen noch nichts tat.

Plötzlich wurden die Mädchen, die vorher weitestgehend als „alberne Gänse“ ignoriert worden waren, zu interessanten Wesen. Im Prinzip hatte ich nur diffuse Vorstellungen über das Weibliche am weiblichen Körper, obwohl ich - verbotener Weise - in unserem häuslichen „Gesundheitsbuch“ geblättert hatte und mir die darin befindlichen Körperteile von Mann und Frau angesehen hatte. Man konnte sie auseinander Falten und dann die inneren Organe sehen. Natürlich war mir auch nicht zu übersehen, dass sich meine Schwester äußerlich verändert hatte. Letztendlich war aber alles etwas diffus: Es gab eine Ahnung, aber keine Gewissheit. Da hatte ein Klassenkamerad eine Idee: Der Fußweg der Dornröschenbrücke bestand aus quergelegten Bohlen, zwischen denen ein Spalt war. Die Idee bestand darin, unter der Brücke heimlich zu rauchen, weil wir als angehende Männer ja unbedingt den „Lungenzug“ üben mussten, und gleichzeitig durch die Spalten nach oben zu schauen, um den Frauen und Mädels unter den Rock zu gucken. Das war ein totaler Reifall: Außer viel Staub und Dreck in den Augen, einigen Hustenanfällen und Druck auf den Enddarm,

war nicht viel dabei herausgekommen. Auch waren die Spalten viel zu eng, als dass man irgendetwas hätte erkennen konnte.

Zum Thema „Rauchen“ muss ich noch Einiges bemerken:

Es war nicht so, dass man als Jugendlicher in ein Geschäft gehen konnte, um Zigaretten zu kaufen. Die Geschäftsinhaber hätten keine Zigaretten herausgegeben. Zum Glück gab es in unserer Klasse Hans K., der bei den Pflegeeltern lebte. Diese hatten einen Tabakwarenladen in der Velberstrasse gegenüber dem „Schmuckplatz“. Der Schmuckplatz befindet sich im Dreieck Köthnerholzweg/ Velberstraße/ Ahlemerstraße. Der gute Hans konnte ab und zu eine Schachtel „Sioux“ stibitzen. Das waren 4 Zigaretten für 30 Pfennig. Es gab auch noch andere Marken, z.B. „Juno“, beworben als „Juno lang und rund“, Eckstein, HB, Finas. Die waren anfangs alle ohne Filter. Filterzigaretten gab es erst später. Den Anfang machte soviel ich weiß „Lux Filter“. Wir machten daraus: „Fix lullt er“. Es gab früher viele Tabakgeschäfte, weil viel geraucht wurde. Die „besseren Herrschaften“ rauchten je nach Geldbeutel Zigarren unterschiedlicher Qualität oder auch Pfeifen in exklusiver Ausführung, die einfacheren Männer „Stumpen“ (zigarrenähnlich, aber billiger) und der Rest begnügte sich mit Zigaretten oder notfalls auch Pfeifen in einfacher Ausführung. Eine sehr preiswerte Tabaksorte hieß damals „Türkenkost“. Es qualmte, war aber nicht unbedingt ein Genuss. Natürlich gab es auch exquisite Tabaksorten, die gut schmeckten und auch einen angenehmen Duft verbreiteten, z.B. mit Rum-Aroma

Zurück zum Thema Männlein/ Weiblein:

Glücklicherweise gab es die Zeitschrift „Bravo“. Hier konnte man Definitives über das Sexualleben und die Unterschiede von Mann und Frau erfahren. Auch waren in den Heften Puzzleteile von beliebten Schauspielerinnen (mein Schwarm waren Brigitte Bardot und Gina Lollobrigida), die man ausschneiden, und wenn alle Teile vollständig waren, zusammengepuzzelt an die Wand pinnen konnte. Entscheidendes zur Aufklärung trugen aber erst die Filme von Oswald Kolle bei, die von den Eltern als skandalös empfunden wurden und die viele von uns nur heimlich besuchen durften. Erfreulicherweise schien sich auch bei den Mädchen ein hormoneller Umschwung vollzogen zu haben. Mehr und mehr suchten auch sie die Nähe der Jungen.

Unsere ehemalige Lehrerin, Frau Otto, hatte nach unserer Schulentlassung im März 1957 einige Klassentreffen bei sich zu Hause organisiert, zu denen sich regelmäßig etwa 15 Schüler einfanden. Frau Otto hatte keinen Mann und auch keine Kinder. Ob sie jemals verheiratet war, blieb ein Geheimnis. Einmal hatte sie eine Bowle, mangels eines größeren Gefäßes in ihrer Badewanne angesetzt. Das fanden wir etwas unhygienisch, haben sie aber trotzdem getrunken. Nach einem solchen Klassentreffen brachte ich meine Klassenkameradin Heidi nach Hause. Vor der Haustür verabschiedeten wir uns mit einem Kuss. Für mich war ein Kuss so etwas wie der „Gute-Nacht-Kuss“ der Mutter. Plötzlich spürte ich ihre Zunge in meinem Mund. Obwohl ich erst ziemlich verwirrt war, empfand ich es nicht als unangenehm. Das war mein erster „Zungenkuss“. Danach bin ich sehr wie auf Watte nach Hause gegangen.

Mein Führerschein

Mit zunehmendem Alter wurde der Wunsch nach mehr Mobilität immer größer. Viele Jungs hatten schon einen Führerschein und ein Moped oder Kleinkraftrad. Wie ich bereits schilderte, herrschte in unserer Familie immer Geldmangel und ich musste das meiste (20 Mark) von meinem Lohn (25 Mark) zu Hause abgeben. Man nannte das „Kostgeld abgeben“. Trotzdem hatte ich durch Nebenarbeiten (heute würde man Schwarzarbeit sagen) etwas Geld zusammengespart, um mir ein Kleinkraftrad kaufen zu können. Ich ging zu „Zündapp-Welter“ in der Nähe des Schwarzen Bären und trug meinen Kaufwunsch vor. Herr Welter erklärte mir, dass es für eine Anzahlung reichen würde, aber ich müsste einen Bürgen mitbringen, der den Kaufvertrag mit unterschreibt. Ich bekniete Onkel Hans-Wilhelm so lange, bis er nachgab und wir kauften eine „Zündapp Falconette“ in blau/ weiß. Die Falconette war ein Kleinkraftrad mit 50 ccm Hubraum und das einzige Kleinkraftrad mit Gebläsekühlung. Aber jetzt musste ja erst einmal der Führerschein (damals Klasse 4) gemacht werden.

Das lief dann so ab:

Mein Freund Hans (der sich ebenfalls eine Zündapp gekauft hatte) und ich fuhren gemeinsam (ohne Führerschein) zur Großen Düwelstrasse in die Südstadt, wo sich damals der TÜV befand. Unsere Kleinkrafträder parkten wir etwas entfernt vom TÜV-Gebäude. Im Gebäude wurden wir in einen großen Saal gewiesen, in dem sich ca. 20 junge Männer befanden. Ein Herr befragte uns abwechselnd nach verschiedenen Verkehrszeichen und Vorfahrtregeln. Dann stellte er plötzlich die Frage, wie eine Auflaufbremse funktioniert. Hintergrund war, dass man mit dem Führerschein Klasse 4 auch landwirtschaftliche Zugmaschinen mit Anhänger fahren durfte. Ich will nicht angeben, aber außer mir wusste es keiner, weil die Jungen aus der Stadt kamen und im Gegensatz zu mir, noch nie einen Trecker mit Hänger gefahren hatten.

Ich meldete mich und erklärte die Funktion: Wenn das Zugfahrzeug bremst, bewegt sich der Hänger durch die Massebewegung weiter nach vorn und die Deichsel des Hängers wird nach hinten geschoben. Über eine mechanische Verbindung werden die Bremsbacken an die Bremstrommeln gedrückt. Schwupps hatte ich die Prüfung bestanden und konnte meinen Führerschein abholen. Mein Freund Hans hatte es etwas später auch geschafft und nun fuhren wir stolz und mit Führerschein nach Hause.

Frisieren (heute tunen)

Es gab bei uns in den 60er und 70er- Jahren im Wesentlichen nur zwei angesagte Kleinkraftrad- Marken: Die Kreidler „Florett“ und die Zündapp „Falconette“. Um diese Marken bildeten sich auch zwei Lager, die jede von sich behauptete, dass bessere und schnellere Kleinkraftrad zu besitzen. Das führte zu Wettrennen und der Überlegung, wie mache ich meinen fahrbaren Untersatz schneller? Das ging nur über das, natürlich verbotene, Frisieren. Hier ging es weniger um die Haartracht, sondern darum, mit bestimmtem (oft unerlaubten) Hilfsmitteln eine höhere Geschwindigkeit zu erzielen.

Beliebt waren u.a.:

Ein kleineres Antriebsritzel am Hinterrad. (Allerdings von der Polizei leicht zu erkennen, weil man nur nachzählen musste wieviel Zähne das Zahnrad hat.)

Das Polieren des Vergaser- Ansaugstutzens.

Den Kolben zu durchbohren und eine Schraube durch das Loch befestigen (höhere Verdichtung, dadurch mehr Kraft) oder auch

Herausnehmen des Schalldämpfers aus dem Auspuffrohr, allerdings auch leicht festzustellen wegen übermäßigen Lärms.

Alle diese Maßnahmen trugen ungünstiger Weise zur Verkürzung der Lebensdauer bei. Tatsächlich schafften einige Kleinkrafträder fast 100Km/h. Erwischt lassen durfte man sich allerdings nicht!

Fahrten nach Holland

Hin und wieder trafen sich unterschiedliche Cliquen und tauschten gegenseitig ihre Erfahrungen aus. Bei einem Treffen erfuhren wir, dass einige Jungen mit ihren Kleinkrafträdern nach „Holland“, sprich in die Niederlande fuhren, und zwar nach Harlingen. Harlingen ist eine Küstenstadt an der Nordsee. Von dort kann man mit der Fähre zu verschiedenen Inseln (Vlieland, Texel, Terschelling) übersetzen. Interessanter war allerdings, dass in Holland die Mädchen ganz anders wären, als unsere eigenen. Sie hätten keine Angst, vom Küssen Kinder zu bekommen und seien auch sonst viel weniger „verklemmt“. Zudem würden die holländischen Mädchen, wenn sie mit einem Jungen ausgehen, ihre Zeche selbst bezahlen. Bei uns gehörte es absolut zum guten Ton, dass der männliche Begleiter die Zeche übernahm. Das war für mein schmales Budget jedes Mal eine Herausforderung. In den meisten Tanzsälen musste man ein „Herrengedeck“ bestellen (ein Bier und eine Flasche Piccolo) und für die Mädchen ein „Damengedeck“. Da war das Geld dann weg und wir mussten den ganzen Abend an dem einen Getränk herumnuckeln. „Vorglühen“ kannte man damals noch nicht und hätte außerdem ja auch schon das wenige Geld aufgezehrt. Deshalb konnte man in Holland ja goldene Zeiten erwarten.

Also nach der Arbeit (es wurde damals noch bis Samstagmittag gearbeitet.) schnell nach Hause, ein Zelt und etwas Proviant eingepackt und mit zwei Freunden ab nach Harlingen. Das war schon eine ganz schöne Strecke von knapp 400 Km. Wir sind auch im Winter gefahren, wenn es noch nicht geschneit hatte! Da musste man sich schon warm anziehen, aber kalt war es trotzdem.

In Harlingen angekommen, hatten wir Hunger und Durst. Zum Glück gab es einen Automaten, aus dem man warme Snacks kaufen konnte. Das gab es in Hannover nicht. Ich erinnere mich an „gehackt ball“. Das waren kleine, runde gewürzte Mettbällchen. Dann ging es zu einem kleinen Campingplatz, auf dem wir unser Zelt aufschlugen.

Am nächsten Morgen machten wir eine kleine Erkundungstour. Auffällig war, dass an den Gaststätten außen kleine Schilder waren, auf denen entweder „Verlof A“ oder „Verlof B“ stand. Später erfuhren wir, dass es um die Schankerlaubnis für bestimmte alkoholische Getränke ging.

Am Nachmittag entdeckten wir eine Gaststätte, in der sich viele junge Leute, überwiegend Mädchen aufhielten. Wir traten ein und wollten uns an einen freien Tisch setzen. Die Mädchen machten aber Zeichen, wir sollte uns zu ihnen setzen. Für uns ungewohnt, aber durchaus angenehm. Ich muss dazu sagen, dass ich aufgrund meiner Schulzeit in Belgien sehr gut niederländisch konnte und die Verständigung deshalb unproblematisch war. Ohnehin können die meisten Niederländer deutsch sprechen und verstehen. So kamen wir schnell ins Gespräch und wir nahmen Kontakt zu den netten Holländerinnen auf. Beim Weggehen wollten wir bezahlen, aber der Wirt, Herr Vellinga, der übrigens auch eine hübsche Tochter Riekje hatte, sagte uns, es wäre alles schon bezahlt. Ich fragte meinen Freund Hans, ob er schon bezahlt hätte. Er verneinte. Ich sagte dem Wirt, dass das nicht sein kann. Worauf er meinte: „Greetje heeft all betaald.“ Das war ja „der Hammer“. Ein holländisches Mädchen bezahlt für zwei deutsche Jungen die Zeche? Unglaublich! Bei uns zu Hause undenkbar.

Tatsächlich hatte Greetje ein Auge auf mich geworfen. Mein Freund Hans lernte ebenfalls ein Mädchen namens Paula kennen, die am Hafen wohnte. So hatten wir ohne größere Anstrengung und ohne finanzielle Aufwendungen im Handumdrehen jeder eine holländische Freundin. Aber es kam noch besser: Nachdem Greetje erfahren hatte, dass ich auf dem Campingplatz schlief, meinte sie, ich könnte auch bei ihr zu Hause schlafen. Jetzt war ich völlig perplex. Sie kannte mich erst einen Tag und schon konnte ich bei ihr zu Hause schlafen. In Deutschland hätte ich mindestens ein Jahr mit ihr verlobt sein müssen, bevor die Eltern so etwas erlaubt hätten. Zunächst hatte ich Bedenken, weil das alles so schnell ging. Vielleicht waren die Eltern kriminell und wollten mich ausrauben? Obwohl es bei mir nichts zu holen gab. Aber nein, es war eine ganz normale Familie. Die Mutter ging nicht auf dem Strich, der Vater war kein Alkoholiker oder sonst auffällig. Greetje sagte nur, dass ich ihr deutscher Freund wäre, und sie mir angeboten hat nicht auf dem Campingplatz, sondern bei ihr zu Hause zu schlafen. Ich schlief auf der Couch im Gästezimmer. Später kam Greetje leise zu mir. Ich vermute, die Eltern haben es geahnt, aber keine Bedenken gehabt.

Das war ein Erlebnis. Tatsächlich waren die holländischen Mädchen viel offener im Umgang mit den Jungen, irgendwie gleichberechtigter und selbstbewusster. Sie wussten was sie wollten oder nicht wollten und hatten kein Problem es offen auszusprechen. Ich vermute, sie sind in der Regel liberaler erzogen worden.

Ich habe Greetje nicht geheiratet, aber aus den mir bekannten Verbindungen sind insgesamt drei Ehen hervorgegangen.

März 2023